

Die Neue Welt

Nr. 20

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

Der Förster von Konradsreuth.

(Fortsetzung.)

Roman von Nicolaus Krauss.

Lene fühlte sich erleichtert, als die Thür ging und die Schwester mit dem Kaffee kam.

„Du machst Dir ja doch nichts aus dem G'schlader,“ sprudelte Barbara ihren Mann an, „also geh' in Dein'n Laden, schau auf's G'schäft, aber laß' nicht zu viel handeln!... Oh' die Lene geht, läßt sie sich schon noch einmal anschauen...“

Der Ghemann gehorchte. Die Schwestern setzten sich zusammen, aßen und tranken und kamen mäßig in's Wandern.

„Ist ein Kreuz,“ meinte die Krämerin, „mit diesen Wittwännern!... Daß man halt ein ruhiges Leben hat!... Ist das Einzige!... Du, ja Du hast's Pföck'l trocken! Deiner hat wenigstens was Festes!... Und hast so lang nicht gewollt, Frau Försterin!...“

„Geht Dir ja auch net schlecht, Barbara,“ tröstete die Andere. „Schau, hast ein schönes Hänsel, der Laden trägt auch was, und die Felder!...“

„Gehört Alles dem Lorenz, wenn der Naz einmal abgeht... Na, was sagst D' jetzt?...“

Lene schwieg. Nach einer Weile fragte sie: „Der Lorenz... ja, was macht er denn, Dein Stiefsohn, wie geht's ihm denn?“

Die Krämerin machte ein Gesicht, als wollte sie sonst... zu gleicher Zeit lachen und schimpfen.

„Der?... Auf die Wirtschaft schaut er und hat er alle Madeln gern...“

„Das ist doch nichts Schlechtes! Er ist ja nicht verheirathet.“

„Tschaper!...“ Die ältere Schwester lachte und stieß Lene mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Das ist freilich keine Sünd' und nichts Unrechtes. Aber da ist auch noch was Anderes!... Viele von den Madeln haben ihn halt auch gern... A fauberer Burisch ist er ja!... Und wenn man sich gern hat, dann giebt's öfters auch Kinder... siehst D'... Und dann kommen sie mir in's Haus!... Himmelsheilig, wie a alte Bruthem' kommt' ich mir schon vor! Aber da mußt nichts... garnichts... Er ist so viel gut, der dumme Bub! Alles wird auf ihn g'schoben... Und auf der andern Seiten... erbarmen thum einem die armen Dinger doch auch!... Mädels, sei froh!...“

Das Gespräch ging hin und her. Meistens führte die Krämerin das Wort. Sie beklagte sich, daß sie nicht allzuviel zu thun hätte. Wenn man früh aufgestanden sei, wisse man schon, was den ganzen Tag über geschehen werde. Ja, als sie noch Wirtschaftlerin auf dem Rittengrüner Hof gewesen, da hätte man kommandiren können!

„Wächstest noch mal hin?“

„Nicht als a Todter!... Eigene Erdäpfel sind doch die besten!...“

Dann kamen die Geschwister d'ran. Der Leibschfer habe schier schon das Neben verlernt, so schufte er darauf los. Aber das sei bei seiner Gwa-Kathl immer noch nichts... Und dann die Aelteste!... Die arme Haut!... Ein Kind nach dem anderen und ein Kind nach dem anderen! Und wenn sie wenigstens noch gehind wär!... Zuletzt kam Barbara auf den Förster. Sie wurde sofort ernst. Ein Gheimann sei er, durch und durch. Aber vielleicht doch etwas zu verschlossen. Für die Frau natürlich... So... so... na... na...“

„Wenn ich etwas im Arm hab'... muß sich's rühren! Und wenn ich lach', muß auch er lachen!“

Die Krämerin sah ihre Schwester voll an. „Bist denn nicht glücllich, Madel?“

„O — oh!“

Ein leises Zittern lief durch Lene's Stimme. Wieder sah die Krämerin ihre Schwester scharf an, da diese aber den Blick ausstieß, schüttelte sie den Kopf und schwieg. Eine schöne dreifarbigte Kage kam durch die Stube gestrichen und rieb ihren Kopf an Barbara's Knie. Deutlich vernahm man ihr behagliches Schnurren. Der Kuckuck in der Uhr rief vier Mal. Sofort erhob sich Lene.

„Ach werde wieder gehen müssen.“

Die ältere Schwester nahm das Geschirz zusammen und trug es nach dem Spißschaff. Sie war ganz in Gedanken.

„Wennst ein bißl mitgehen wolltest.“

„Aber, aber... wie möcht' ich denn reden!“ Barbara hatte schon ein Tuch ungenommen.

Sie gingen durch den Laden. Naz war die G'spazigkeit selbst. Immer und immer wieder lud er Lene ein, nur recht bald wieder zu kommen. Der Herr Förster sollte sich ja recht halten und nicht so viel schimpfen und sich ärgern, das thue dem Leberl weh. Von allem Möglichen wollte er ihr einpacken, so sehr Lene auch abwehrte. Ein paar Pfeffermünz-Bekeln mußte sie schließlich doch annehmen „für die Kei“...“

Auf dem Wege durch's Dorf fiel zwischen den Schwestern kein Wort. Als sie drüben die Bodenwelle hinauf waren, blieb Lene stehen und sagte: „Ein großes Anliegen hätt' ich halt!... Wenn Du mir keinen Rath giebst...“

„So red' doch, Schwesterl, red' doch!...“

Langsam schritten sie weiter, Lene etwas nach vorn gebückt, damit die Schwester sie besser verstünde.

„Schlechtes ist's nicht, und Du brauchst keine Angst zu haben... Siehst d', der Gruber war doch so gegen das Abtreiben vom Wald, und gegen den Stadtrath ist er grob geworden... aber g'holffen hat's nichts... Alle zwei Stück, um die 's gegangen ist, sind schon verkauft, und was der Hoff-

mann ist, der Holzhändler, der das ‚Schwarzholz‘ kauft hat, der war schon da und hat g'sagt, in längstens vierzehn Tagen geht's an. Und die fremden Arbeiter kommen auch, so gegen fünfzig Stück...“

Lene machte eine Pause und holte tief Athem. „Na, und?...“

Die Fragerin zitterte ordentlich vor Neugierde. „Na, und... ein paar Tag' früher war der Forstmeister da, der hat unsern Schuppen und die Holzammer ausgemessen. Das reicht für dreißig Mann, hat er gesagt, wenn ordentlich Stroh hinein-

kommt. Die Andern müssen zum Strutzen — das ist der kleine Bauer bei uns, bei dem 's Glück auf'm Haus ist... Der Gruber war fuchsteufelswild, aber was soll er machen? 's gehört ja Alles der Stadt... und die Leute sollen Schlafgeld zahlen... uns...“

Barbara nickte einige Male sehr eifrig. Das ließ sich schon hören.

„Na... und?“

„Ach, Du weißt ja nicht, was ich seither schon ausgestanden hab'! Du kennst ja den Gruber net! Jetzt denkt er schon wieder, das sei Alles so ange-

stift, um ihn runzuzukriegen. Schäm'n müßte er sich, vor sich und seinen Holzhamern. Und Alles das sagt er mir vor und noch mehr; aus dem Zorn kommt er garnicht mehr heraus. Ach Barbara... und wenn er jetzt erst erfährt...“

„Aber Mädels!... Was denn?... Was denn! Bis jetzt ist's doch noch kein Weinbruch!...“

Sie waren wieder über eine Bodenlentung hinaus. Die Winterjaat wehte leise im Winde, das Sommerkorn sproßte im klaren Sonnenlicht.

„Ich soll für die ganzen fünfzig Mann kochen! Der Hoffmann will es so... und hinter dem Schuppen sollen Tische und Bänke aufgeschlagen werden... Zugejagt... ganz zugejagt hab' ich dem Hoffmann nicht... Bernhard... der Pfant... meint, es sei Geld zu verdienen... Es seien meistens Böhmen, und denen käme es auf die Mehlspeifen an... Knödel und Nuchtel... Mit dem Schlaf-

geld... ein paar hundert Gulden würden es schon werden...“

Jetzt blieb die ältere Schwester stehen. Sie schlug die Hände über den Kopf zusammen und brach los:

„Und da greiffst Du nicht zu, sofort und mit allen zehn Fingern?... Ja, Mädels, fällt Dir denn das Geld aus den Taschen?... Ein paar hundert Gulden!... Dafür hast Du Dich früher als Magd Jahre lang plagen müssen... und jetzt?... Lene, Dich hat's!...“

„Der Gruber... Ich seh ihn schon, wie er auffährt, wenn ich anfang...“

Die Krämerin schlug sich auf den Schenkel. „Daß ich net lach! ... Die Mannsbilder! Wenn der Hahn kräht, kann die Genuß gahen! Ditt denn auf einmal auf den Mund gefallen? ...“
 „Ich getraut mich nicht, ihm gegenüber ...“
 „Schan, er hat ja schon so viel Nerger! ... Ich kann mit ihm nicht zanken ... ich kann nicht.“
 „Um, ja! ... Ich will nichts sagen ... Paß mal auf! ... Die fremden Arbeiter kommen also sicher? ...“

„Sicher!“
 „Aldann, da läßt sich nichts mehr machen! Wenn Du für sie kochst, bleibt Dir Geld übrig ... Gut Dein Mann schon einmal was weggeworfen, Geld und so was, mein ich ...?“
 „Nein ... Ich weiß nicht ...“

„Dann frag ihn doch, ob er jetzt gleich ein paar hundert Gulden auf einmal wegschmeißen will. Leg' ihm dann die Sach' auseinander, und Du wirst sehen, er hat nichts dagegen. Er kann ja gar nicht! ... Sieht er sich aber gar net, dann laß' mir eine Post zukommen. Ich komm' alsdann selber ...“
 „Höllschinda, was für Mannslent! ...“

Sie schritten weiter. Die Krämerin lugte Lene von der Seite an. Der schien das Gehen jetzt bedeutend leichter zu werden, ihr Gesicht zeigte einen ruhigen, gleichmäßigen Ausdruck. Nach einer Weile hob die ältere Schwester wieder an:

„Der Plank? ... Das ist wohl Euer neuer Adjunkt?“

„Ja ... warum?“
 „Ich frag' nur so ... Es heißt allgemein, daß er der schönste Adjunkt ist, der noch in Konradsreuth war ... Stimmt das?“

Lene spürte, wie das Blut nach dem Gesichte dringen wollte.

„Der Gruber hält viel von ihm ... Inneben ist er nicht. Er war weit in der Welt draußen, aber kein Glück hat er halt ... sonst könnt' er lang schon Förster sein ... Bei uns stummert er sich um Alles und greift überall mit an ... Ich könnt' nichts über ihn sagen ...“

„Nun ist er nicht. Das zeigt schon der Rath, den er Dir gegeben ... Um! Weißt D', ... ein bißl vorfichtig künntest D' aber schon sein ...“

„Vorfichtig? ... Was? ... Ich? ... Hast D' was gehört?“

„Ich? ... Nein ... Die Leut' lofern ja viel, wenn der Tag lang ist ... Was Alles zusamm' g'redet wird, wenn zwei junge Leut' in einem Haus wehen sind, wirst ja selber wissen. Ich will Dir ja auch keinen Rath geben ... ich kenn' ja mein Schwesler! ... So, und nun müssen wir bald Abschied nehmen ... Meine Männer wollen auf Abend essen ... Grüß' Deinen Mann schön und bleib' gesund! Und laß', Madel, laß'! ... Wer lang laßt, wird alt ...“

Die Schwester umarmten und küßten einander, dann ging jede still ihren Weg ...

Lene hob den Kopf. Von hellen Himmel drang ihrer ununterbrochen der Gesang der Lerchen. Auf den Feldern war es still. Weit und breit kein Mensch. Sie blinnte zurück. Da lag an der letzten Leine des Aufstieges hinauf Löhjan. Als wären sie so eben aus einer Nürnberg'schen Spielwarenschachtel gekommen, erschienen die weißen Häuschen ... Die behäbige Gestalt der Schwester verschwand in einer Bodenrinne.

Da wandte sich Lene und schritt gleichmäßig aus. Mit dem fremden Leuten wollte sie es halten, wie die Barbaren es ihr gezeigten. Gruber würde seine nachgeben ... Was hatte er damals gewollt, als sie die ganze Wirklichkeit vom Grund aus änderte! Und jetzt war er zufrieden, so zufrieden! ... Der Adjunkt? ... Der Bernhard? ... Was wollte die Schwester mit ihren Andeutungen? ... Sie mußte doch freundlich mit dem Mann sein, der als Adjunkt seine Pflicht that, mehr als seine Pflicht, der in der Wirklichkeit, ohne daß man etwas von ihm verlangte, mäßig, wo er nur konnte. Selbst der Förster war mit ihm zufrieden, er, bei dem jedes Wort der Anweisung so schwer war, besonders wenn der Wald mit in Frage kam, hatte gewünscht, daß er noch nie eine solche Stelle gehabt ... Und

mit Allem war er zufrieden! ... Man hatte gar nicht das Gefühl, als ob er ein Fremder wäre ...

Der Weg senkte sich und stieg dann wieder eine Höhe hinauf. Zur Linken kam ausgeraubter Bauernwald bis an das Sträßchen. Die kümmernden Föhren standen in weiten Zwischenräumen, um so zahlreicher waren die schwarzen, geschlossenen Wachholderbüsche. Nichts rührte sich an ihnen, wie etwas Fremdes, Finsternes erschienen sie in dieser Umgebung. Lene mußte ihren Schritt mäßigen.

„Ja, sie konnte es nicht leugnen, es war freudlicher im Forsthaus zu Konradsreuth, seitdem kurz vor Weihnachten Plank gekommen. Aus Schlesien, wo er auf einem der großen Güter den ganzen Herbst über Abjunktjäger gewesen. Er hatte es dann ja selber erzählt, wie es ihm dort ergangen. Den ganzen Tag auf den Beinen, in den schweren Stiefeln; und Abends nichts als ein Töpfchen Milch und ein Stück Brot. Und keine ordentliche Liegestatt. Man hatte es ihm ja auch angesehen. Die Backenknochen warfen Schatten, so war er herunter ...“

Der hatte die Welt gesehen und konnte was erzählen! Der Förster war weiter gewesen, bis nach Dänemark hinauf und in's Westphalen und nach Ungarn hinunter. Aber das war lang her. Damals hatte sich noch Jeder mit einer dreijährigen Reise answeisen müssen, bevor ihn Einer als Abjunkt nahm. Und das „Reisen“ war damals leichter. In jedem Forsthaus erhielt er Nachtquartier, Zehrung und ein Reisegehalt. Wer gab heute noch etwas? ... Nicht einmal eine Plüte durften die Wärenden mehr tragen!

Stundenlang konnte Lene zuhören, wenn an Winterabenden die Männer sich zusammen setzten und von ihren Erlebnissen und Abenteuern erzählten, die ihnen geworden, draußen in der Welt, in der Fremde. Diese Welt! In blauem Duft und Sonnenlicht schimmernd, stellte sich Lene diese Fremde vor. Sie, die nie über die paar Dörfer des Egerlandes, die ruhige Egerstadt hinaus gekommen, erschruf sich mit Märchenphantasie die Länder, Städte und Denkmäler, von denen sie gehört. Ihr geistiger Besitz wuchs und ihr Unterseidungsvermögen. Wenn sie sich an ihre Dienstbotenszeit erinnerte, konnte sie ihr damaliges Glauben und Denken kaum mehr verstehen ...

„Er war ein guter Mensch, der Bernhard ... Und so weich! Seit er da war, hatten die „Holzweiber“ gute Zeiten. Der Gruber that ihnen ja auch nichts. Manchem wies er den Platz, wo es dürrer Reijig in Menge gab. Aber er wetterte. Ein grüner Zweig in der Höhe konnte ihn rasend machen. Und jeden Astreißer konfiszierte er unbarbarherzig.“

„Er war zu weich! Sonst hätte er es schon längst weiter haben müssen! Nur das Viertel von Gruber's Energie! ...“

Gruber!
 Lene fiel ihr Plan ein, den sie mit den fremden Leuten vorhatte, und sie seufzte. Mit beiden Händen fuhr sie sich über die Stirn, um die eindringenden Gedanken fortzuschleichen.

Anstehend stand sie auf der Höhe. Der Wald, des Reviers Konradsreuth, lag zu ihren Füßen. Ganz vorn, so weit sie sehen konnte, die dunklen Appeln der Föhren; weiterher, am Rande des Grünhans, die alten, tiefgrünen Tannen; dann in Hochwald und Hauen, in Stangenholz und Büschen nichts als Fichten. Und von den Kiefern bis her zu den Nadelbäumen am Langhan eine Lichtgrüne, schimmernde Linie: Lärchen in jungem Nadelkleid, die nach Gruber's Vorgänger gepflanzt, um die untere Grenze des Reviers gegen Bauernholz zu markieren. Knapp unter ihr der Langhan, ein langes Bierack, in ger. en Reihen, in denen nicht ein Bäumchen fehlte, zehn- bis zwölffährige Fichten mit langen, hellen Nadeln, und über ihnen lichtgrüne Äugeln, die Frühlingstannen junger Birken.

Der Blick der Frau wurde nach rechts gelenkt. Ein altes Gemäuer witterte da, auf einer Blöße, inmitten aufsteigender Jungföhren. Aber man sah nicht viel von ihm. Hunderte von Blütenbällen hoben sich vor und über das Gebäude, die ganze

Blöße füllte der weiße Mist, und der zarte Duft der Kirschen- und Weichselblüthe stieg bis zur Höhe.

Lene leckte vom Sträßchen ab. Das mußte der „Dachsbau“ des Abt-Abt sein. Sie hatte den Alten schon einige Tage nicht gesehen. Vielleicht war er gar krank! Er hatte Niemand, der sich um ihn kümmerte. Selbst die Holzhauer mochten ihn nicht, trotzdem er schon so viele Jahre unter ihnen lebte.

Als sie den Gang und die Jungföhren hinter sich hatte, konnte sie das Gebäude schon besser übersehen. Das war ja schier ein Geföß! Freilich ganz verfallen. Der Schuppen war zusammengerumpelt, nicht viel mehr als ein verwaschener Lehmhaufen, von einem Balkengefüge keine Spur mehr. Die Scheune gleich einem Gerippe, mit Spärren als Rippen, in den Wänden klasten thorgroße Löcher; der nächste Sturm konnte sie auseinanderwehen. Ein Stallgebäude fehlte. Das Wohnhaus war langgestreckt und trug ein Stockwerk. Darin hätten eine ganze Menge Leute Platz finden können. Lene erinnerte sich, was man ihr über das Vorwerk des Neureuther Gutes erzählt hatte. Einst hatten hier die Tagelöhner und Arbeiter des Gutes gewohnt, und rings herum waren Felder gewesen. Dann hatte ein Spekulant das Gut gekauft, der Wald wurde ausgeraubt, die guten Acker an die Bauern verschachert. Der steinigste Boden um das „Haidhaus“ reultete nicht, man forstete ihn auf, nachdem man einen Theil dem Dorfschmied zu einer Kirschenpflanzung überlassen. Die Gebäude mochten verfallen; im Hause hatte sich der Abt-Abt eine Freiwohnung erkrobt.

„All' das dachte Lene, als sie vor dem mit Brettern verschlagenen Fenstern der Ruine stand. Das Herz that ihr weh. Nach kurzer Ueberlegung bog sie um die Ecke. Von einer Hausthür keine Spur. Der Flur war mit breiten Steinplatten belegt, aus den weiten Fugen sproßte fahles Gras. Drei Oeffnungen führten in ebensoviele dunkle Räume, eine Thür hatte keine einzige. Vergeblich suchte Lene nach der Stiege; ein schwarzes Loch gähnte ihr von oben entgegen. Sie katzte in die Hände. Nichts rührte sich. Da wurde ihr ganz ängstlich. Und sie schrie:

„Abt-Abt! ... Abt-Abt! ... Seid Ihr daheim?“

Tiefe Stille. Auf einmal ein Gepolter, ein Getreisch, dann ließ sich eine blecherne Stimme von oben vernehmen:

„He! ... Wer ist's? ... Wer ist's ... In den Hof ... in den Hof hinaus! Damit ich seh', wer's ist!“

Lene trat vor die Thür und blickte nach den Fenstern des ersten Stockes. Da war nichts zu sehen. Das eine war fast ganz mit Papier verklebt, das andere mit Stroh ausgestopft.

„Aufg'shaut! ... Aufg'shaut!“ schrie die Stimme wieder. Eine Leiter kam langsam durch das schwarze Loch herab. Lene mußte lächeln. Vorsichtig war der Alte! Sie war noch nicht recht oben, Klang's schon wieder:

„Aufg'shaut! ... Aufg'shaut! ... Da, rechts, fehlt ein Brett, wenn S' net aufpassen, liegen S' drinnen! ...“

Lene tappte sich vorsichtig vorwärts. In dem Raume war kaum mehr als Dämmerlicht. Der Abt-Abt saß auf einer alten Dienstbotenlade und fingerte an seinen mit Fegen unentwickelten Beinen herum und seufzte: „Jesses, meine Fiß'! ... Jesses, meine Fiß'!“ Vor ihm stand ein Hackstock. Lene's Blick war nach dem einen Fenster gerichtet. Da saß mit aufgerichteten Kopffedern ein Ruchhäger, schlug mit den Flügeln und schrie sein heiseres Kch-Kch! Die blauen Augen des Vogels blickten zornig wie die eines Menschen.

„Den hat mir noch der ‚Fablikant‘, der ‚Stifletten-Seff‘, verschafft,“ meinte der Alte, mit den Augen auf den Vogel deutend. „Geßügelt hat er ihn da drüben, und ich hab' ihn dann aufg' hoben. Was, Kaiser, was die Leut' für ein G'sindel sind! ... Ja, ja ... so ein G'sindel! Alle sollter's Reizen kriegen! ...“ Er warf den Kopf herum. „Wollen S' was, Frau Försterin? ...“

Lene war von dem Aufschrei im ersten Augenblick ganz verblüfft.

„Nein, mir nachschauen und fragen wollt' ich, wie's Euch geht.“

Der Alte hopfte auf seiner Lade und krächte voll von Bosheit:

„Nadann, Leben thue ich ja noch, und 's Reichen hab' ich — er streckte seine unwidesteh' Weine vor — „mein G'schloß wird Ihnen auch g'fallen haben, und einen halben Laib Brot hab' ich auch noch in der Lade, und wenn's dem Neireuther Schmied nachgeht, werd' ich im Sack a Bogelscheuchen, a privilegierte Bogelscheuchen für seine Kircken... Mit die Füll', Frau Fürsterin, mit die Füll'! Die Dröseln müssen sich ja zu Tode lachen! Net wahr, Kaiser?“

„Kaj! — Kaj!“

„Kaiser! — Hunger!“ (Fortsetzung folgt.)

• • Das Ende. • •

Erinnerungen an die Kommune.

Nach E. Pelletan von J. Brod.

Von Paris nach Versailles.
In der blutigen Maiwoche wurden mehr als 40 000 Gefangene von Paris nach der alten Königsstadt Versailles eskortiert. Frauen, Mädchen, Kinder, Greise, wie man sie in den Wohnungen und in den Straßen fand, wurden verhaftet und nach Versailles geführt, um dann in die Schuppen von Satory gesteckt zu werden. Bevor die Gefangenen zu Zügen formiert werden konnten, wurden sie auf bestimmten Plätzen gesammelt, von wo aus die Züge sich in Bewegung setzten. Nicht nur Arbeiter, Angehörige aller Stände waren in diesen Gefangenenzügen vertreten. Bis die Gefangenen zu den Sammelplätzen gelangten, hatten sie die schrecklichsten seelischen Qualen durchzumachen, weil der angeammelte Pöbel sich auf sie stürzte und sie mißhandelte. Besonders in den Stadtteilen, wo die Paläste der Reichen sich befanden, hatten die Gefangenen viel auszustehen. Die Herrschaften waren zwar nicht in Paris, beim sie bevölkerten die Hotels von Versailles, allein die Dienerschaft war da, und diese geriet in Maserie, so oft ein Gefangenenzug vorbei geführt wurde. Die Leibkavaliere und Kammerzofen kamen in die Straßen herunter und mißhandelten die wehrlosen Gefangenen. Die Eskorte hatte oft die größte Mühe, die Gefangenen zu schützen. Einer dieser Wütherrische stürzte sich mit solcher Maserie auf einen der Gefangenen, daß, als die Soldaten ihn das Opfer entrißen, ihm ein Büschel Haare, an welchen Blut klebte, in der Hand blieb. Ein Gefangener, der so glücklich war, mit heiler Haut davon zu kommen, hatte einige Aufzeichnungen über seine Erlebnisse gemacht. Darin heißt es:

„So lange die Kolonne Montmartre nicht passiert hatte, war die Haltung der Menge eine wohlwollende. Die Männer entblöhten ihr Haupt, die Frauen machten das Kreuz, wie vor einem Leichenzug, so sicher waren sie, daß wir zum Tode geführt werden. An der Place Mancey änderte sich das Bild. Die Menge zeigte eine feindselige Haltung und schrie: Zum Tod mit ihnen, erschießet sie! Ein Priester konnte seine Wuth nicht meistern und schlug mit seinem Stock auf die Gefangenen. Einen Schreihals, der sich durch seine brutalen Beschimpfungen besonders hervorthat, faßte ein Soldat und stieß ihn in den Zug mit den Worten: Du schreist mir zu viel, um es aufrichtig zu meinen. Der Mann wehrte sich mit allen Bieren dagegen, was ihn aber nur eine größere Tracht Kolbenstöße eintrug. Jetzt mußte er sich dieselbe Behandlung gefallen lassen, die er Anderen zugemüthet. Unter den Soldaten gab es Spatzvögel, die Spatzes halber sich unter die Neugierigen mengten und Einzelne von ihnen in den Gefangenenzug stießen. Diejenigen, die sich durch dieses Spiel überrassen ließen, machten die Reize mit, und Viele kamen nicht mehr zurück. Ein Dienstmann, der an der Ecke der Rue St. Lazare seinen Stand hatte, kam auf diese Weise in einen Gefangenenzug hinein. Erst Monate nachher kehrte er zurück, um an den Folgen

der ausgestandenen Entbehrungen und der schrecklichen Behandlung bald darauf zu sterben.“

In der Rue Chauffée d'Antin stürzte sich eine ältere Frau auf eine Kolonne und schlug mit ihrem Regenschirm auf die Gefangenen. Als sie wieder den Zug verlassen wollte, schleuderten sie die Soldaten in denselben zurück. Wer schadenfroh war, konnte eine solche That als Genugthuung empfinden, aber geschichtlich betrachtet zeigt dies, wie sehr die Pariser Bevölkerung der Laune einer übermüthigen Soldateska ausgeliefert war, die mit dem Leben Tausender unschuldiger Menschen spielen durfte, wie die Kaze mit der Maus.

Neben den Insulten seitens der Menge mußten die Gefangenen alle denkbaren Demüthigungen von Seiten der Soldaten und Offiziere erdulden. Man riß ihnen die Kopfbedeckung herunter, wobei die Menge in vielen Fällen affilirtete. Die Gefangenen mußten barhäuptig wegen Verbrechen Abbitte leisten, die sie nie begangen hatten. So mußte ein Trupp Gefangener, der durch eine größere Anzahl Neugieriger vermehrt worden war, in der Rue de Cligny bei der Dreifaltigkeitskirche angelangt, niederknien und die Steinmannen der Kirche wegen des irreligiösen Geistes der Kommune um Verzeihung bitten. Die Liebe zur apostolischen Kirche des Katholizismus würde den Gefangenen mit Säbelklingen eingeblüht.

In demselben Zug befand sich ein Mann, der nicht weiter konnte. Man versuchte zuerst, mit dem Säbel ihn zum Weitermarschieren zu zwingen, als dies nicht wirkte, wurde er erschossen. Die erste Kugel zerschmetterte ihm ein Bein, die zweite tödtete ihn. Derartige Szenen wiederholten sich sehr oft. Als endlich der Sammelplatz erreicht war, wurden die Gefangenen gefesselt. Die rechte Hand des einen wurde mit der linken des Nebenmannes zusammengebunden und dann eine Schnur durch die ganze Reihe der Hände gezogen. Ein Soldat schrieb in einem Brief an seine häuerlichen Eltern in seiner unbeholfenen Art über seine Erlebnisse. In Beziehung auf die Fesselung der Gefangenen heißt es in dem Brief: „Ich werde Euch sagen, wenn man den Leuten die Hände bindet, zwei und zwei, thun sie weinen und jagen, ziehen sie nicht so stark.“

Nach dieser Prozedur setzte sich der Zug in Bewegung. Aneinander gefesselt und bloßköpfig schlepten sich die Gefangenen mühsam auf der Straße nach Versailles. Aber ihr Leidensgang erleidet nur zu bald eine Unterbrechung durch den General

Marquis Gallifet.

Dieser blaßte Hanswurst, der sich auf den Wällen in den Tuilleries seinen Generalsstiel erworben hatte, spielte in den Maitagen die Rolle eines sich amüsirenden Henters. Er defektirte sich an den Todeszuckungen seiner Opfer. In Mexiko, wo er einige Zeit das Kommando in einem Guerillakrieg führte, hatte er sonst nichts zu thun, als — wie er selbst sagte — die Aufständischen hängen zu lassen. Er legte sich selbst den Titel eines Mäthauptmanns bei. Man sagt von ihm, daß er im Kriege eine seltene Todesverachtung bekundete; bei Sedan soll er einen waghalsigen, aber ebenso lächerlichen wie unnützen Kavallerieangriff ausgeführt haben. Um so nützlicher zeigte sich dieser Operettengeneral in Paris, wo es galt, gefesselte Arbeiter und wehrlose Frauen und Kinder umzubringen. Als die Truppen in Paris einzogen, soll Thiers Bedenken geäußert haben, diesen, das Leben Anderer so wenig achtenden Menschen auf Paris loszulassen. Er wurde insolgeßten hinter der Front zurückgehalten, allein vergebens. Der Marquis konnte die ihm auferlegte Unthätigkeit nicht ertragen, darum stürzte er sich auf die Gefangenensoldaten, um an den Gefesselten seine Heldenthaten zu üben. Vor Mittwoch, den 24. Mai, angefangen, sah man ihn in der Nähe des Festungswalles herumspazieren und sich damit die Zeit vertreiben, daß er aus der Masse der Gefangenen Einzelne herausretreten ließ, um sie sofort erschießen zu lassen. In den folgenden Tagen hielt er sich in La Muette auf, und die Gefangenenzüge mußten ihm Tribut an Menschenblut zahlen. In seiner grenzenlosen Nothheit zeichnete sich der

Marquis durch einen hohen Grad von Eitelkeit aus. Es schmeichelte ihm, daß seine Benigkeit den Leuten so viel Angst einzuschüßeln vermochte. Jedes Wort, jede Geberde war das Resultat einer kalten Berechnung. Wenn der Zug der Gefangenen ankam, ging er ihm entgegen und sagte laut: „Ich bin der General Gallifet.“ Er wußte sehr gut, welche Wirkung die Nennung seines Namens auf die Gefangenen ausübte. Dann schritt er die Front des Zuges ab und betrachtete mit Mühe und Behagen die von Entsetzen entstellten Gesichter. Sodann begann er seine Opfer auszuwählen, wobei es ihm besonderes Vergnügen bereitete, durch die Eigenthümlichkeit der Auswahl seiner Opfer zu verblüffen. So ließ er eines Tages sämtliche älteren Leute eines Zuges austreten und sagte zu ihnen: „Ihr da, Ihr müßt schon eine Revolution erlebt haben, Ihr seid schuldiger als die Andern.“ Alle diese bejahrten Leute wurden einige Schritte seitwärts geführt und erschossen. Beim Triumphzuge an den Champs-Élysées ließ er aus einem Zug 82 Gefangene ausscheiden und sofort niederschleßen. Ein junger Engländer aus „angesehener“ Familie, der irthümlicher Weise mit verhaftet worden war und in einem solchen Zug den Marsch nach Versailles mitmachen mußte, erzählte seine Erlebnisse in folgender Weise:

„Die Kolonne, in der ich mich befand, passirte die Champs-Élysées inmitten von Insulten seitens der angeammelten Menge. Wir waren höchst zufrieden, als in der Avenue de l'Imperatrice Halt gemacht wurde. Die Müdigkeit bei den Meisten, die blutigen Hitze infolge des ungewohnten Marsches zwangen Viele von uns, sich niederzulassen, wo sie standen. Alle erwarteten wir den Tod, dem zu entrinnen Niemand hoffte. Eine Stunde dürfte vergangen sein, die wir im stummen Hinbrüten zubrachten, als auf einmal Gallifet erschien und wir uns schnell in Reih' und Glied stellen mußten. Von mehreren Offizieren begleitet, schritt er unsere Front ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und ließ Einzelne von uns vortreten. Mit Vorliebe wählte er ältere Leute und Verwundete.“

„Trete aus der Reihe, Du alter Schuft,“ sagte er zu dem Einen. „Und Du dort,“ — schrie er einen Anderen an — „Du bist verwundet, wir werden Dich schon pflegen, trete vor!“

Ein junger Mann, der im zweiten Glied stand, hielt ein Papier in der Hand und sagte zum Marquis: „Herr General, ich bin unschuldig, ich bin ein Amerikaner, da ist mein Paß.“

„Halt' das Maul!“ schrie ihn der Herr General an, ohne stehen zu bleiben. „Wir haben hier genug ausländische Kanakken, deren wir uns entledigen müssen.“

Alsdann setzte sich der Zug in Bewegung und wir mußten Arm in Arm marschieren bis in's Boulevard Holz, wo wir von Neuem Halt machten. Hier wurde über das Schicksal der „Ausgewählten“ entschieden. Der „alte Schuft“ von vorhin und der Verwundete, der „gepflegt“ werden sollte, wie Gallifet sagte, wurden vor unseren Augen mit über 80 anderen Gefangenen erschossen.“

Bei einem anderen Zug hatte der Marquis es auf Feuerwehrlente abgesehen; er ließ über 50 Mann vortreten und niedermachen. Wieder ein anderer Zug ließ 12 Frauen, die Gallifet am Plage niederschleßen ließ, darunter eine Frau von 72 Jahren.

Diese Heldenthaten setzten der Marquis die ganze Woche hindurch fort. Jede Kolonne mußte von 50 bis 150 Tode lassen, ehe sie nach Versailles kam. Wie viel Menschenleben Gallifet vernichtete, weiß man bis heute nicht, und er selbst weiß es auch nicht. Von den vielen Stimmen, die seither über die Thaten des Marquis laut geworden sind, wollen wir eine hervorheben; es ist dies eine Erklärung der Einwohner von dem Vorort Passy, die in den Zeitungen erschien. Darin heißt es:

„Wir haben, wie ein Zug beim Schloß La Muette Halt machte, wo der General Gallifet, vom Pferd absteigend, die Reihen abschritt und 83 Männer und Frauen auswählte. Dieselben ließ er die Büschung hinabführen und vor den Augen der Andern erschießen. Nach dieser Heldenthat sagte der General:

„Ich heiße Gallifet, Euere Zeitungen haben mich genug geirrt, ich nehme meine Revanche.“

Nachdem auf solche Weise die Gefangenenzige durch Gallifet buchstäblich bezimert worden waren, wurde der Marsch nach Versailles fortgesetzt. Ein Marsch von mehreren Meilen, auf einer stnbigen Straße, ausgeführt von ausgehungerten Menschen, die seit Monaten keine geregelte Lebensweise zu fhren im Stande gewesen waren, wirkte vernichtend auf Leib und Seele. Unter den Strahlen der Mai-sonne, das Haupt ohne Bedeckung, denn die Mlken und Hätte wurden ihnen in Paris vom Kopfe geschlagen, mit wunden Füßen, so schleppten sich die Gefangenen msam vorwärts. So Mancher von ihnen hatte infolge der vielen Aufregungen den Verstand verloren; Andere wieder hatten Halluzinationen und sahen fortwährend Soldaten um sich, die sie erschießen wollten. Dieser Bahn hielt sie auch im Schlaf umfangen, und es gab während der Nächte schreckliche Szenen unter ihnen. Das waren die schrecklichen „Feinde der Gesellschaft“, die den so beschwerlichen Marsch von Paris nach Versailles zu machen hatten. Die Stride, mit welchen ihre Hände zusammengebunden waren, schnitten in's Fleisch; dazu kam noch der quälende Durst, der Viele ohnmächtig werden ließ. In eng aneinander gebunden, traten die Hnterleute ihren Vordermnnern auf die Füßen. Es gab darunter Greise, Frauen, Kinder, ja sogar schwangere Frauen. Die Kavallerie-skorte trieb die Gefesselten mit flacher, oft mit scharfer Klinge an, so daß Blut floß. Wenn Einer vor Schwäche zusammenstrkt, mußten die anderen Gefangenen ihn miterschleppen; dabr zog die Stride sich noch mehr zusammen und steigerten die Schmerzen der Gefangenen in's Unerträgliche. Ein Augenzeuge, der am Dienstag, den 23. Mai, mit einem Gefangenenzuge so einen Marsch mitmachte, erzählt, daß als der Zug bei den Fortifikationen angelangt war, ein Gefangener, der beim besten Willen nicht weiter konnte, erschossen wurde. Einem der Gefangenen, dem die Handgefessel die größten Schmerzen verursachten, erhien der Tod als die wünschenswerteste Befreiung; er begann die skorte zu beschmpfen, um ebenfalls erschossen zu werden.

Ein Arzt, der in einer Krankenambulanz verhasst worden war, hatte einen Anfall von Ohnmacht; als allen Kolbensthlagen zum Trost der Geschöpfe nicht weiter zu marschieren vermochte, wurde er von einer der Markfhrenden, die die Truppen zu begleiten pflegten, auf ihre Karriole genommen. In Versailles wurde die Markfhrenderin von dem wählen Kbel injulirt, weil sie einem Betrber Kölle geleistet hatte. Die Frau vertheidigte sich dahin, daß sie von der skorte hierzu gezwungen worden sei; das half aber nichts, und der Kranke mußte absteigen. Ein Mann nahm ihn nun auf's Pferd und trieb ihn, nach am Sattel fest zu halten. Während der Gefangene sich kramphast am Sattel anheftete, wurde er von der Menge fortwährend in der kniglichsten Weise mißhandelt; schließlich warf man ihn auf einen Karren, an welchen man ihn mit Fgeln und Kolbensthlen gleichsam zu befestigen suchte, bis er endlich, mehr todt als lebend, in Sceaux anlangte. Das war Dienstag, den 23. Mai, also zu einer Zeit, wo in Paris noch kein Hauch Humanität und keine einzige Geel erhöhen worden war.

(S. 156.)

Hausthiere fremder Länder.

Von Curt Gerstner.

Die vierte Art, die bedeutendste aller indischen Rinderrassen, ist der gemeine Büffel. Die Büffel gehören zu den größten Vertretern des Rindergeschlechts. Nur sieht man sich leider noch häufig unter diesem Namen ein ganz anderes Wesen vor, nämlich den sogenannten amerikanischen Büffel. Doch dieses Thier, dessen wrmerische Herkunft einst die Prnzen Nordamerikas durchzumarschieren, und das jetzt nahe daran ist auszusterben, hat mit dem jenseitigen Büffel nichts und der Mittel-

meerlnder nichts zu thun. Es wird wissenschaftlich Bison oder amerikanischer Wisent genannt, denn es ist ein Vetter des ebenfalls fast ausgestorbenen europäischen Wisent, der im Kaukasus und im Walde von Bialowize seine letzte Zufluchtsstätte gefunden hat. Gegenüber diesen eigenartig gebauten, mit unheimlichem Haarschmuck gezierten Thieren sind die echten Büffel zwar gewhlichere Wesen, aber wenn man sie mit den Rindern im engeren Sinne vergleicht, dann wird man sie doch zu den stattlicheren Hornthieren zählen dürfen. Es giebt zwei Arten von Büffeln, den Stffernbffel, der im mittleren und südlichen Afrika wild lebt, der sich während auf Feden stürzt, der ihm nächst, und der deshalb überhaupt nicht zu zähmen ist. Die andere Art ist der gemeine oder asiatische Büffel, ein sehr nützliches Hausthier, das überall in wärmeren Ländern, besonders in Indien und den Mittelmeerländern an Stelle oder neben unserer Rindern gehalten wird. Zwar auch von ihm giebt es eine wilde Stammart, die in sumpfigen Niederungen Indiens heimisch ist und hier, auf seine fürchterliche Körperkraft vertrauend, selbst dem Tiger zu Leibe geht und ihn häufig genug überwindet. Gleich der Stammart ist auch der zahme Büffel am besten in wasserreichen, ja in sumpfigen Gegenden zu verwenden. Und hier ist er unschätzbar und fast unentbehrlich. In den Hiebsgegenden Italiens, in den Niederungen Ungarns und in dem Ueberfluthungsgebiete Egyptens, wo andere Hausthiere sich nicht lange halten, fhrt sich der Büffel ganz wohl. Wie der Yak hat er ein großes Wasserbedrfni. Soll er gesund und bei guter Laune bleiben, so muß man ihm jeden Tag ein Bad von mehreren Stunden gestatten. Es ist fast unglaublich, wie dieses Thier, das an Klumpheit unsere Rinder noch übertrifft, im Wasser beweglich wird. Es durchschwimmt mit großer Leichtigkeit die breitesten Ströme, und es ist dabei so gewandt, daß es ihm nicht schwer fällt, im Schwimmen sich mit seinesgleichen zu necken und mit ihm zu spielen. Diese Sehnsucht nach Wasseranfeuchung kommt den Egyptern insofern zu natten, als sie das Thier zum Reiten und zum Waarentransport über den Nil und die zahlreichen Nillnle benutzen können. Den egyptischen Bauern ist überhaupt der Büffel ein in jeder Beziehung nützliches Thier. Er zieht mit seiner ungewöhnlichen Kraft den Karren auf unwegsamem Pfade, er wird vor dem Pflug gespannt und arbeitet sein Lagerwerk mit demselben oder noch größerem Gleichmuth ab wie unsere Zugochsen. Dabei ist er sanft und von ungeheurer Gleichgültigkeit, er läßt sich von kleinen Kindern aus dem Stall und in ihn hineintreiben, er ist überhaupt leicht zu leiten, wenn er sich freilich auch Zeit nimmt und wie in Arab zu bringen ist, außer wenn er die Nähe des Wassers spürt. Denn nach einem Bad ist er jederzeit begierig, und es soll bisweilen vorkommen, daß der Büffel mit seinem dem Wagen, vor den er gespannt ist, sich in einen Fluß stürzt und dabei nicht nur das Fuhrwerk, sondern auch die Ladung, oder gar die menschlichen Insassen in Gefahr bringt. Der Büffel vereinnigt in sich die Fähigkeiten des Pferdes mit denen des Kindes. Die Milch, die er liefert und die Butter, die aus ihr bereitet wird, gelten als vorzüglich. Auch sein Fleisch wird in den asiatischen und afrikanischen Ländern, in denen er lebt, geschgt. Doch wird es von den Europäern wegen seines Mochusgeschmades im Allgemeinen verschmäht. Auch der Büffel hnet unserem Hausrind im gemein. Er unterscheidet sich vor ihm vor Allem durch seine Hörner, die in der Wurzel außerordentlich stark sind, so daß sie eine förmliche Knochenplatte auf dem Kopfe bilden. Die Stirn des Bffels ist kurz und gewölbt, und sein Körper besetzt eine große, unidichte Behaarung, ja an der L. H. am Bauch und an der ganzen hinteren Hälfte des Rückens ist das Fell vollständig kahl und zeigt hier eine unangenehme Fleischfarbe. So ist der Büffel, wie das Kameel mehr ein großes als ein schönes Thier.

Während die alte Welt eine statliche Anzahl von Rinderrassen besitzt, die sich zähmen ließen, hat Amerika nur den unbändigen, unzhmbarren Bison aufzuweisen. In Südamerika giebt es ein paar zahme Thierarten, die, wenn nicht zu den Rindern,

so doch zu den Paarhufern gehören. Es sind dies das Lama und der Paco. Beide bilden die amerikanischen Seitenstücke zu den altweltlichen Kameelen. Beim ersten Anblick eines Lamas, oder gar eines Pacos wird man schwerlich daran denken, daß diese Thiere mit dem Kameel nahe verwandt sind, und die ersten Europäer, die jene beschreiben, bezeichnen sie als Schafe. Sieht man indes näher zu, so wird man sowohl in der Kopfform, als auch in dem langen Hals und der Art, ihn zu halten, viel Kameelartiges heraus finden. An Größe stehen beide Thiere, besonders aber der Paco dem Kameel bedeutend nach. Das Lama besitzt eine Schulterhöhe von 120 Centimeter, dagegen ist die Scheitelhöhe schon sehr respekabel, sie beträgt nämlich bis zu zwei Metern. In der Farbe zeigt sich das Lama, das nur als gezhntes Thier bekannt ist, eben so veränderlich wie das Hausrind, und zwar kommen bei ihm etwa dieselben Farben vor wie bei diesem. Das Lama bewohnt hauptsächlich Peru. Hier in den Höhen der Cordilleren fühlt es sich heimisch, und ihm verbannt es der Mensch, daß er hier ebenfalls leben und die reichen Mineralvorkufe dieser gewaltigen Gebirgsfetten ausnutzen kann. Denn das Lama ist vor Allem Lastthier. Hunderte, mitunter Tausende von Thieren transportieren die gewonnenen Metalle aus dem Gebirge in die Handelsplätze an der Küste und fhren von da Nahrungsmittel in die Bergwerke. Wenn auch die Last, welche das Lama zu tragen vermag, nicht zu groß ist, so ist dieser Nachtheil leicht zu beseitigen, daß man mehr Thiere zum Transport einstellt, denn ihre Haltung ist ja mit keinen Kosten verknüpft. Die Lamas suchen sich ihr Futter selbst im Gebirge, und das Nachts werden sie in einer Umzäunung, die im Gebirge leicht von Steinen herzurichten ist, untergebracht. Unerkennlich ist das Lama durch die Sicherheit, mit der es auf den schmalsten und unwegsamsten Gebirgssteigen dahin schreitet. Es ist dabei dem Maulfel bei Weitem überlegen, obwohl dieser neuerdings in jenen Gegenden vielfach verwendet wird. Das Lama ist unempfindlich gegen Kälte, dagegen leidet es außerordentlich von der He, die in den Ebenen herrscht, und viele gehen davon zu Grunde. Das Lama gewöhnt sich ziemlich gut an den Menschen, doch versagt es bei schlechter, roher Behandlung vollkommen. Es ist leicht in Neger zu versehen, und dann hat es die Gewhnheit, halb verdauete Speise hervorzuwrgen und seinem Bestziger in's Gesicht zu speien. Ist ihm eine Last zu schwer, — starke Thiere können über eineinhalb Zentner tragen, — so legt es sich zur Erde, und in diesem Falle giebt es kein Mittel, es zum Transportieren der auferlegten Bürde zu bewegen. Ueberhaupt wird es leichter fhrlich, als irgend ein anderes Hausthier, und nur die gebrdigste, liebevollste Behandlung, wie sie der Eingeborene anzuwenden versteht, führt bei diesem Thiere zum Ziele. Das Lasttragen ist der hauptsächlichste Nutzen, den das Lama gewährt. Doch wird auch sein Fleisch gegessen, das oft die einzige animalische Kost ist, die in jenen gewaltigen Höhen der Cordilleren zu erlangen ist. Es müßte denn sein, daß es gelingt, einer der wilden Lamaarten, des Guanako oder der Vicunna habhaft zu werden, von denen das Ertere möglicherweise die Stammart sowohl des eigentlichen Lamas, als des Paco ist.

Der Paco ist wegen seiner sehr geringen Größe als Lastthier weniger zu gebrauchen. Dagegen wird er von den Bewohnern der südamerikanischen Anden hauptsächlich seiner schönen und kostbaren Wolle wegen in großen Heerden gehalten. Sein Haar ist sehr lang, es hängt ähnlich wie bei dem Yak, jedoch nicht so tief, zum Boden herab, und gerade wegen dieser weichen Behaarung besitzt der Paco beim ersten Anblick noch viel weniger Aehnlichkeit mit einem Kameel, als das Lama.

Auch das größte Landthier, das die Erde aufweist, der Elefant, wird als Hausthier verwendet. Der afrikanische Elefant freilich, der sich von dem indischen durch seine gewaltigen, die ganzen Schultern kapuzenartig bedeckenden Ohren am augenfälligsten unterscheidet, wird heutzutage nicht mehr gezähmt. Früher wurde er von den Karthagern als



München. Originalzeichnung nach dem Gemälde von Konr. Grob.
Photographierlag der Photographischen Gesellschaft in München.

Kriegsthiere verwandt, und der gefürchtete Feldherr Hannibal verdankte seine Erfolge dem mächtigen Römervolk gegenüber besonders seinen Elephanten, die Schrecken und Grauen unter den sonst so tapferen Kriegern erregten. Der indische Elefant dagegen wird auch heute noch vielfach gehalten und als Hausthier gehalten. Und er eignet sich dazu entschieden sehr gut. Denn der Mensch hat im Allgemeinen nichts von diesem friedliebenden und etwas scheuen Thiere zu fürchten. Dagegen kann es ihm durch seine gewaltige Kraft und seine Geschicklichkeit außerordentlich nützen. Trotz der plumpen Gestalt ist ja der Elefant ein sehr gewandtes, bewegliches und dabei äußerst kluges Thier. Wer je gesehen hat, wie derselbe im Circus die gewagtesten Akrobatenkunststücke auszuführen vermag, oder wie er in Thiergärten sich mit den Besuchern in's Einvernehmen zu setzen versteht, der wird ihn als ein geradezu behendes und äußerst gelehriges Thier bezeichnen müssen. In Indien ist denn auch der Elefant als kluges, verständiges Thier geschätzt, das die Absichten seines Herrn leicht erröth, und deshalb bei der Arbeit gut zu lenken ist. Bei seiner ungeheuren Kraft ist es ihm ein Leichtes, die größten Lasten zu bewegen, die schwersten Wagen zu ziehen oder riesige Bausteine und Stämme mit seinen Stoßzähnen fortzubefördern. In mehreren Gegenden muß er auch den Pflug ziehen. Besonders aber wird er auf der Jagd benutzt, wobei er auf seinem Rücken ein Zelt tragen muß, in dem sich die Jäger befinden. Durch seine gewaltige Körperschwere, mit seinen breiten Füßen bricht er sich auch in dichtesten Urwalde leicht Bahn. Das Unterholz stampft er zu Boden, die dichtsten Schlingpflanzen zerreiht er und die niederhängenden und den Weg verstopfenden Aeste der Bäume knickt er mit seinem Rüssel einfach ab. Es giebt für ihn kein Hinderniß, auch über sumpfige Stellen schreitet er dahin und selbst steile Berge vermag er zu übersteigen. Dabei genügt es, ihm durch Worte Befehle zu übermitteln, ihn zur Arbeit anzutreiben und ihn zum Vorwachen verschiedener Thätigkeiten zu bewegen. In der neuesten Zeit hat freilich die Haltung des Elephanten als Hausthieres bedeutend abgenommen, da die Fütterung dieses Riesenthieres etwas kostspielig ist. Denn was er verzehrt, ist nicht gerade wenig. Im freien Zustande ernährt er sich vorwiegend von Baumzweigen, oder man kann schon eher sagen: Baumästen. Es kommt ihm wirklich nicht darauf an, aromatisches Holz mitzuzehren und Blättern, die daran hängen, seinem Magen einzuverleiben. In den Kulturgegenden hat man natürlich die Bäume nicht so überflüssig, wie sie von Elephanten abbrechen und vernichten zu lassen. Man muß ihn daher Gras, Heu oder Reis geben, und die sind gerade in den kalifornischen Gegenden am theuersten. Hier nehmen das Pferd und die Rinderarten dem Elephanten den Platz weg. Aber in den unzugänglichen Berg- und Waldgegenden ist der Elefant immer noch mit Vortheil zu verwenden. Vielleicht wäre, wie Brehan meint, auch der asiatische Elefant zu zähmen, wenn sich Europäer finden, die Lust haben, die wilden Urwälder Asiens zu betreten, um die Thiere des Landes zu erlösen, die dort noch niemals völlig heimisch wurden. Denn gerade im heißen Afrika giebt es an einheimischen Hausthieren vollkommene, und die meisten oder die meisten anderer Erdtheile können sich dort doch niemals völlig heimisch machen. Der Elefant erreicht ein sehr hohes Alter, er kann deshalb mehrere Jahrzehnte lang im Dienste des Menschen zubringen, ohne wie die anderen Hausthiere nach höchstens einem Dutzend Jahren abgemacht zu sein. Jeder ist aber sein Fell, so hart es ist, eines empfindlich, so daß er sich leicht wund reißt und diese Wunden nicht zum Heilungstragen oder Heilen verweilen können. Das Fleisch des Elephanten wird mit Fleiß gegessen, seine Haut giebt ein hartes Leder, besonders das aber seine, das Elefantenstirnleder, ist sehr geschätzt. In demselben werden auch verschiedene Krankheiten, besonders in Afrika, mit Erfolg behandelt, so daß auch für dieses indische, harte und harte Thier die Zeit noch heranzukommen wird, wo es gleich dem amerikanischen Biber

oder dem europäischen Biber nur noch einen festesten Schanz einiger weniger undurchdringlicher oder gehogter Waldungen bilden wird.

Die wichtigsten Hausthiere, welche der Mensch besitzt, stammen aus der Klasse der Säuger. In dieser Beziehung treten die Vögel weit in den Hintergrund, obwohl wir in unseren Hühnern, Enten, Gänzen, Tauben und Truthühnern sehr nützliche, in den Pfauen, Perlhühnern und anderen sehr schöne Mitbewohner unserer Höfe besitzen. Diese Thiere haben zum Theil ein sehr weites Verbreitungsgebiet. Aber in fremden Ländern giebt es auch, und speziell von den Hühnern, eigene Rassen, die vielleicht von besonderen wild lebenden Arten abstammen. Von den Vögeln, die allein in fremden Ländern als Hausthiere gehalten werden, kommt, wenn man von gelegentlich gezähmten Arten absteht, nur zwei in Betracht: der Agami und der Strauß.

Der Agami ist weniger allgemein bekannt. Aber er verdient es, bekannter zu werden, denn sein Verhalten, seine Anhänglichkeit an den Menschen, und die eigenthümlichen Dienste, die er diesem leistet, machen ihn zu einem der interessantesten Vögel. Der Agami lebt in Südamerika, und besonders in dem nördlichen, heißesten Theile desselben, in den Wäldern von Guiana und dem angrenzenden Theile von Brasilien, der vom Amazonasstrom und seinem Nebenflusse, dem Rio negro, eingefasst wird. Er gehört zu den Sumpfvögeln und ähnelt einigermaßen in seiner Größe und Form dem Kranich, ohne aber dessen schlanke Eleganz zu besitzen. Seine Beine sind nicht so lang, und seine Haltung ist plumper und mehr gebückt. Die Farbe seines Gefieders ist dunkel, schillert aber grünlich und violett und die Brustgegend glänzt stahlblau. Dieser Vogel wird nun von den Einwohnern jener südamerikanischen Landstriche fast überall als Hausthier gehalten, und zwar liegen ihm hier Thätigkeiten ob, wie kaum sonst einem Hausthiere auf der Welt. Er bewacht und führt nämlich das Geflügel. Er vertheidigt Hände und andere Thiere, die sich an den Hühnern vergreifen wollen, indem er sie mit großem Muthe anfließt und sie mit Schnabelschlagen traktirt. Unter dem verschiedenartigen Geflügel duldet er keinerlei Streit, Alles muß still und nach der hergebrachten Ordnung verlaufen, wo er das Regiment führt. Seine Herrschaft ist im Allgemeinen gerecht, er bewahrt seine Untergebenen vor Gefahr und läßt Jedem sein Futter zukommen. Doch duldet er keinen Missethater und ist eifersüchtig auf jeden Hahn oder Menschen, der irgend welche Rechte auf die Leitung des Geflügelhofes beansprucht. Im Uebrigen aber ist er dem Menschen ergeben wie ein Hund, und wirklich vertritt der Agami vielfach die Stelle eines Hundes. Gleich diesem besitzt er eine rührende Anhänglichkeit an seinen Herrn und beobachtet jeden Fremden mit Mißtrauen oder Haß. Er folgt seinem Herrn überall hin und gehorcht ihm auf's Wort, wobei er ein solches Verständnis für menschliche Gedanken zeigt, wie der Hund. Er erkennt den Menschen, der sich mit ihm abgiebt, nach langer Zeit wieder, belustigt Deutungen, an den er sich gewöhnt hat, durch possirliche Sprünge und Tänze und hat es gern, lässlich gestreichelt zu werden. Der Agami euschließt sich gleich dem Haushuhn nur selten zum Flug, er schreiet würdevoll einher, führt aber im Uebrigen ein Leben wie die Hühner. Er nimmt dieselbe Nahrung zu sich wie diese, Körner und Gewürm aller Art. Geübert, giebt der Agami einen werthwürdigen trompetenartigen Ton von sich, deshalb wird er häufig auch Trompetervogel genannt. Er ist jedenfalls eines der interessantesten Hausthiere, die der Mensch gezähmt hat.

Ein rechtiges Gegenstück zu dem Agami bildet der Strauß. Selbige wird dieser Vogel wegen seiner Größe immer einen mächtigen Eindruck auf jeden Menschen machen, aber in ein näheres, innigeres Verhältnis ist zu ihm noch Niemand getreten. Er untersteht keine Pfleger nicht von anderen Personen, und wenn er sich auch schließlich in die Verhältnisse eingewöhnt, in die ihn der Mensch zwingt, so bewahrt er sich doch seiner Umgebung gegenüber etwas selbständiges wie ein Huhn. Er ist ein wenig launisch, dabei störrisches und unter Um-

ständen gefährliches Thier. Denn mit seinen kräftigen Füßen kann er Mensch und Vieh einfach niederzuschlagen. Trotzdem wurde er in Afrika wohl seit uralten Zeiten in den Höfen gehalten, ohne daß man von ihm irgend welchen Nutzen hatte. Er wurde gleich dem Pfau oder einem Dackelhunde nur zum Vergnügen gehalten, und gewiß ist solch ein großer Vogel die stattlichste Pflanze eines Hofes. Dabei züchtete man ihn keineswegs, sondern fing ihn sich immer wieder von Neuem, und zwar als nur wenige Tage zählendes Junge ein. Erst um die Mitte des verfloffenen Jahrhunderts gelang es Europäern, Strauße zum Brüten zu bringen und junge Thiere aufzuziehen. Nun bot sich eine günstige Gelegenheit, die bereits in den Kulturstaaten geschätzten Federn auf einfachere und rationellere Weise zu gewinnen, als dies durch den Fang und die Züchtung dieser Thiere, überaus schnell laufende Vögel möglich gewesen war. Es entstanden im südlichen Afrika größere Straußenzüchtereien, die von Jahr zu Jahr an Anzahl zunahmten. Während es im Jahre 1865 nur erst 80 gezähmte Strauße im Kapland gab, wurden zehn Jahre darauf deren bereits über 32 000 Stück gezähmt. Heute ist diese Zahl in's Ungeheuerliche gestiegen.

Ueber die Straußenhaltung hat uns Cromwright-Schreiner vor einiger Zeit näher unterrichtet, der selber diese Vögel während neun Jahren gezüchtet hat. Man sucht den Thieren möglichst die Bedingungen zu verschaffen, die sie im Freien besitzen. Deshalb bringt man sie in riesigen Umzäunungen unter, die oft viele Tausende von Morgen umfassen. Hier können die Vögel ihrem Laufbedürfnis Genüge thun. Sie werden hier überhaupt nicht gestört. Sie leben wie in der Wildniß und suchen ihr Futter selbst, nur zur Zeit der Dürre wird ihnen vom Menschen Nahrung gereicht. Sodann werden sie, freilich nach langen Zwischenräumen, eingefangen, um gerupft zu werden. Auch die Eier der Strauße werden benutzt. Sie besitzen einen angenehmen Geschmack und repräsentiren ein respektables Gericht für eine Menge Personen, denn so ein Ei wiegt 3 Pfund; 40 Minuten muß es kochen, um hart zu werden. Das Fleisch des Straußes wird dagegen wenig geschätzt, nur die jungen Thiere geben ein vorzügliches Gericht. In der Nahrung ist der Strauß nicht wählerisch, er lebt hauptsächlich von vegetabilischer Kost, verschlingt aber auch allerhand Kerbtbiere, kleine Schildkröten, Klümpchen von Hühnern und Puten und junge Katzen. Daneben ist es ihm Bedürfnis, eine Menge kleiner Steinchen zu verschlucken, die ihm die Verdauung erleichtern. Auf den Farmen und in den Höfen verschlingt er außerdem Alles, was umherliegt und was nicht zu groß ist, um durch seinen Schlund zu gehen: Nägel, Draht, Eisenstücke und dergleichen. Nur selten zieht er sich dadurch einen Schaden zu. Der Strauß hat also in neuerer Zeit erst eine größere Bedeutung als Hausthier erlangt. Allerdings gleichen diese Straußenzüchtereien Südafrikas und nimmere auch Kaliforniens und Australiens mehr großen Fabriken, von Hausthieren kann hier kaum noch die Rede sein. Wie wir die Karpfen, Schleichen, Hechte unserer Teiche, die Seidenwürmer oder Cochennmilben nicht als Hausthiere bezeichnen werden, so können wir auch den Straußen der großen Farmen kaum noch den ehrenvollen Namen geben. Unter Hausthieren versteht der Mensch nun einmal Wesen, die um ihn sind, die Haus und Hof mit ihm theilen und zu denen er in ein persönliches Verhältnis tritt.

In den Hausthieren berührt sich der Mensch noch am meisten und unmittelbarsten mit der Natur, in ihnen sieht er Gefährten und Gehilfen, die ihm die Existenz erleichtern und für die er doch ebenso arbeiten muß, wie sie für ihn. Viele Hausthiere zeigen eine rührende Liebe zu ihren Besitzern, aber es giebt auch genug Menschen, die ebenso eine freundschaftliche Zuneigung zu ihren Hausthieren besitzen, ja es werden Wenige sein, welche ihrem Pferd, ihrem Hund, ja ihrer Kuh und ihrem Geflügel nicht mehr als ein materielles Interesse entgegenbringen. Insofern bilden die Hausthiere die Brücke, die den menschlichen Sinn, ja das menschliche Herz noch am festesten mit der Natur verbindet.

Tschelkasch.

Erzählung von Maxim Gorki. Deutsch von H. Scholz.

Der tiefblaue südliche Himmel ist von dem über dem Hafen emporkragenden Staube verdunkelt; der glühende Sonnenball schaut trüb, wie durch einen dünnen, grauen Schleier, in's grünlige Meer. Er kann sich nicht spiegeln in der Fluth, die immer wieder aufgerührt wird durch die Schläge der Ruderstangen, durch die Schrauben der Dampfer, durch die scharfen Riele der türkischen Felken und sonstigen Segelschiffe, die nach allen Richtungen den engen Hafen durchfurchen. In die granitenen Hafenanlagen eingezwängt, ätzen und pressen sich die freien Wogen des Meeres unter den riesigen Kästen, die auf ihrem Rücken Hügeln, schlagen murrend und schäumend gegen die Planken des Schiffes und gegen das Ufer und färben sich schmutzig von all' dem Urath, mit dem sie in Berührung kommen.

Das Klirren der Ankerketten, das Dröhnen der Puffer an den Waggons, die die Frachten anfahren, das metallische Klirren eiserner Platten, die irgendwo auf's Straßenpflaster fallen, das dumpfe Knarren der Hölzer, das polternde Geräusch der Lastkarren, die halb durchdringend schrill, halb wie ein dumpfes Heulen tönenden Signalpfeife der Dampfer, das Geschrei der Hafenarbeiter, Matrosen und Zollsoldaten — alle diese mannigfachen Klänge fließen zusammen zu einer betäubenden Symphonie des Arbeitstages und schweben ruhelos schaukelnd über dem Hafen am Himmel, als ob sie sich fürchteten, höher emporzufliegen und in die blaue Ferne zu entschweben.

Und immer neue und neue Klangwellen steigen von der Erde zu ihnen empor — bald mit dumpfem Grollen, Alles ringsum gewaltig erschütternd, bald gellend scharf und die heiße, staubige Luft jäh zerreißen.

Der Granit, das Eisen, das Holz, das Pflaster des Hafens, die Schiffe und Menschen — Alles läßt in mächtigen Akkorden den wahnwitzig-leidenschaftlichen Hymnus des Merkur erschallen. Aber die arbeitsamen, schwachen Stimmen der Menschen sind kaum zu hören in diesem gewaltigen Chor, und sie selbst, die diesen Lärm ursprünglich erzeugt haben, erscheinen so lächerlich winzig in dem wilden Chaos; ihre beschmutzten, zerkausten, geschäftigen, von der schweren Last der Waaren gebeugten Figuren rennen hin und her, in Wolken von Staub, in einem Meer von Hitze und Lärm, und so nichtig und klein erscheinen sie im Vergleich mit den sie umgebenden Eisentolossen, Waarenbergen, Eisenbahnzügen und alledem, was sie sonst noch geschaffen haben. Ihr eigenes Werk hat sie zu Sklaven gemacht und erniedrigt.

Die mächtigen Niesendampfer pfeifen, zischen und ätzen tief auf, und in jedem Laut, den sie erzeugen, klingt es wie Spott und Verachtung gegenüber diesen grauen, staubigen Menschen, die auf ihrem Verdeck herumkriechen und die gewaltigen Mümpfe mit den Erzeugnissen ihrer Sklavenarbeit anfüllen. Bis zu Thränen lächerlich waren die langen Ketten der Lastträger, die auf ihren Schultern Tausende von Pund Getreide in die eisernen Schiffsbänke trugen, um nur ein paar Pfund dieses selben Getreides zur Füllung ihres Magens als Lohn zu erhalten.

Auf der einen Seite diese abgerissenen, schweißtriefenden, von Müdigkeit, Lärm und Hitze stumpf gewordenen Menschen, und auf der anderen Seite die imposanten, in der Sonne blitzenden, von eben denselben Menschen geschaffenen und in letzter Linie nicht durch die Kraft des Dampfes, sondern durch die Muskel und das Blut ihrer Schöpfer in Betrieb gesetzten Maschinen — das war ein Kontrast, in dem ein ganzes Poem voll kalter und grausamer Ironie lag.

Der ohrenzerreißende Lärm ringsum, der Staub, der die Nüstern kitzelte und die Augen verklebte, die Hitze, die den Körper briet und erschöpfte — alles das erschien so gespannt, so überreizt, so zum

Aufbrechen reif, als ob es im nächsten Augenblick in einer grandiosen Katastrophe, einer Explosion, sich entladen sollte, die das Luftreich reinigen und ein freies und leichtes Athmen ermöglichen würde, worauf dann statt dieses wüsten, ohrbekündernden, zur Verzweiflung treibenden Getüsches über der See und der Stadt und am Himmel Ruhe, Heiligkeit und Wohlbehagen herrschen würde. Aber es war nur Schein, wie gesagt — nur eine Selbsttäuschung, erzeugt aus dem nie ersterbenden Drange des Menschen, auf Besseres zu hoffen und sich frei zu fühlen.

Zwölf helle Glockenschläge tönten langsam und gemessen in das geschäftige Treiben. Als der letzte metallene Laut verhallt war, rauschte die wilde Musik der Arbeit schon um die Hälfte keller. Eine Minute später war sie nur noch als ein dumpfes, unzufriedenes Murren vernehmbar, und jetzt konnte man auch die Stimmen der Menschen und das Klatschen der Wogen deutlich hören.

Die Mittagsstunde war angebrochen.

I.

Die Hafenarbeiter hatten ihr Tagewerk verlassen und sich in lärmenden Gruppen über den ganzen Hafen zerstreut. Bei den Hölzerweibern, die sie bereits erwarteten, erstanden sie allerhand billige Speisen und suchten dann irgendwo in einer schattigen Ecke oder auch mitten auf dem Straßenpflaster ein Plätzchen, um in der kurzen, kostzeit ihr frugales Mittagmahl zu halten.

Jetzt erschien Tschelkasch auf der Bildfläche — Grischka Tschelkasch, der durchtriebene alte Wolf, den alle Welt als einen unverbesserlichen Beschreiber und berwegenen Spitzbuben kannte. Er war barfüßig und ohne Kopfbedeckung, in abgetragenen alten Blüschhosen und einem schmutzigen Baumwollhemd mit zerfetztem Kragen, das seine beweglichen, fehnigen, von zimtbrauner Haut bedeckten Glieder sehen ließ. Sein wirres, schon leicht ergrautes Haar und der verschlafene Ausdruck des scharfgeschnittenen Raubvogelgesichts ließen erkennen, daß er eben erst vom Schlummer erwacht war. Noch steckten in dem mächtigen, dunklen Schnauzbart und den Backenstoppeln ein paar Strohhalm vom Nachtlager, während sein linkes Ohr mit einem frisch vom Baume gepflückten Lindenblatt geschmückt war. Langsam hob er seine hageren, knochigen, leicht gebeugte Gestalt auf dem Straßenpflaster vorwärts, und während die lange, gebogene Nase in der Luft schnupperte, ließ er seinen scharfen Blick rings durch die Menschengruppen schweifen, wobei seine kalten, grauen Augen blinzelten, als ob sie unter den Leuten ringsum Jemand suchten. Der braune Schmirrbart zuckte dabei wie bei einem Kraker, und die gekrümmten, krallenartigen Finger der auf dem Rücken gefalteten Hände bewegten sich nervös. Selbst hier, inmitten der Hunderte von abgerissenen und verdächtigen Gestalten, fiel Tschelkasch sogleich durch seine fehnige Magerkeit und seine lauernden, schleichenhaften, abgemessenen Bewegungen auf, die eine beständige, innere Erregung und Spannung verriethen und lebhaft an den Steppenhabicht erinnerten.

Grischka Tschelkasch näherte sich einer Gruppe von Kohlenziehern, die sich's im Schatten eines mächtigen Stapels von Kohlenkörben bequem gemacht hatten. Ein stämmiger, kleiner Bursche mit einem dünnen, rothgeflackten Gesicht und frisch zerkratztem Hals trat auf ihn zu.

„Die Matrosen vernissen zwei Ballen Manufaktur,“ flüsterte er halb laut, „haben schon darnach gesucht.“

„Na und...?“ verlegte Tschelkasch, ihn mit seinen kalten, ruhigen Augen messend.

„Was und? Sie suchen eben, weiter wollt' ich nichts sagen.“

„Soll ich ihnen vielleicht suchen helfen?“
Er warf einen höhnischen Blick nach der Richtung, in der das Packhaus der „Freiwilligen Flotte“ lag.

„Scher' Dich zum Teufel,“ fuhr er darauf den wohlmeinenden Wärter an. Und auf die Kragswunden an dessen Halbe zeigend, fragte er: „Wo hast Du Dir wieder das da geholt? Haben Dich schön zugerichtet!... Hast Du übrigens den Mischka nicht gesehen?“

„Schon seit 'er Ewigkeit nicht,“ meinte der Andere und ging zu seinen Gefährten zurück.

Tschelkasch ging weiter, und alle Welt begrüßte ihn als guten Bekannten. Er aber, der sonst so vergnügt und voll Witz war, schien heute nicht recht bei Laune zu sein und gab nur kurze, abgerissene Antworten.

Hinter einem Waarenstapel trat plötzlich ein Zollwächter in staubiger, dunkelgrüner Uniform hervor. Kerzengerade stand er vor Tschelkasch, die linke Hand am Griff des Seitengewehrs und mit der rechten nach Grischka's Krage fassend.

„Halt! Wohin willst Du?“

Tschelkasch trat einen Schritt zurück und richtete seinen Blick mit einem spöttischen Lächeln auf den Beamten. Dieser bemühte sich, seinem stark gerötheten, gutmüthig schlauen Gesicht einen drohenden Ausdruck zu geben, was er dadurch zu erreichen suchte, daß er die Backen aufblies, die Brauen emporhob und die Augen weit aufriß. Er nahm sich mit dieser Miene wirklich höchst komisch aus.

„Wie oft hab' ich Dir's gesagt: Zeig' Dich nicht hier im Hafen, sonst zerbrech' ich Dir die Knochen im Leibe! Und Du bist doch wieder da?“

Bornig schrie er's heraus, um Tschelkasch einzuschüchtern. Der aber reichte ihm ruhig die Hand und sagte:

„Sei gegrüßt, Ssemjonitsch! Haben uns schon lange nicht gesehen!“

„Mag Dich am liebsten überhaupt nicht sehen... Mach', daß Du fortkommst!“

Dennoch drückte er die Hand, die ihm Grischka hinhielt.

„Sag' doch mal,“ verlegte dieser, während er die Hand des Beamten auffallend lange und in vertraulicher Weise festhielt — „hast Du Mischka nicht gesehen?“

„Was für 'nen Mischka? Ich kenne keinen Mischka. Scher' Dich endlich zum Teufel, sonst siehst uns gar noch der Packhaus-Inspektor hier zusammen stehen...“

„Den rothhaarigen Mischka mein' ich, mit dem ich das letzte Mal gemeinschaftlich auf der „Kostroma“ gearbeitet habe —“ fuhr Tschelkasch eigensinnig fort.

„Sag' lieber: mit dem Du zusammen gestohlen hast! Im Krankenhaus liegt er, Dein Mischka, 'ne Eisenstange hat ihm das Bein zerhimmelt. An mach' aber, daß Du fortkommst — geh' im Guten, sonst muß ich Dich beim Krage nehmen...“

„Aha, siehst Du! Und Du sagst, Du kennst den Mischka nicht! Sehr gut kennst Du ihn... Was bist Du denn heut' so ärgerlich, Ssemjonitsch?“

„Hör' mal, Grischka — schwach jetzt nicht, sondern geh!“

Der Zollwächter wurde ärgerlich und suchte, während er sich schau nach allen Seiten umsah, seine Hand aus Tschelkasch's Taube zu befreien. Tschelkasch sah ihn unter seinen dichten Brauen hervor seelenvergnügt an, lächelte in seinen Schmirrbart hinein und fuhr, seine Hand immer noch festhaltend, fort:

„Dränge mich doch nicht so! Laß mich erst ein Weilchen mit Dir plaudern, dann geh' ich schon von selbst!... Na, sag' also mal — wie geht's denn? Was macht Deine Frau, was die Kinderchen? Alles gesund?“ Und während seine Augen boshaft bligten und ein spöttisches Lächeln um seinen Mund spielte, fügte er hinzu: „Will Dich schon immer mal besuchen, aber 's fehlt mir an Zeit... muß immerzu saufen...“

„Laß den Besuch lieber sein... und spar' Dir überhaupt Deine Späße, knochiger Satan! Gehst Du jetzt schon in die Häuser stehen?“

„Wo zu denn? Finden wir Beide hier im Hafen nicht genug schöne Sachen? Das reicht doch, bei Gott, für's ganze Leben! ... Sollst wieder zwei Ballen Manufaktur weggepackt haben ... Hör' mal, Sjemjontsch, Du bist doch gar zu unvorsichtig! Daß sie Dich nicht noch mal zu packen kriegen!“

Der Zollwächter war ganz aus seiner Fassung gebracht durch die Frechheit des Begeleagerers. Er hobte am ganzen Leibe, und seine schaumbedeckten Lippen suchten vergebens nach Worten. Jetzt endlich ließ Tschelkafsch seine Hand los und schritt mit seinen langen Beinen langsam rückwärts, dem Hafenthor zu. Der Zollwächter folgte ihm schimpfend und fluchend. Tschelkafsch war höchst vergnügt, er hatte die Hände in die Taschen gesteckt, pfliff leise vor sich hin und antwortete auf die Zurufe der Hafensarbeiter mit kräftigen Späßen. Am Ausgang des Hafens untersuchten ihn die beiden wachhabenden Soldaten, dann beförderten sie ihn mit einem leichten Stoße zum Thore hinaus.

„Laßt mir den Kerl nie mehr 'rein!“ schrie Sjemjontsch, der im Innern des Hafens zurück blieb.

Tschelkafsch überquert den Straßendam und ließ sich auf einem Pfosten gegenüber der Thür einer Schiffertreppe nieder. Aus dem Hafenthor fuhr unter lautem Röcheln eine endlose Kette beladener Wagen an ihm vorüber. Andere, leere Wagen bewegten sich in entgegengesetzter Richtung, wirbelten den Staub auf und verursachten ein Lärmendes Getöse. Auf Tschelkafsch machte all' dies keinen Eindruck weiter. Der Austritt mit dem Zollwächter hatte seine Stimmung entschieden gehoben. Er dachte an das solide Geschäftchen, das ihm in Aussicht stand — ein Geschäft, das ihm nicht viel Mühe machen würde und nur einige Gewandtheit erforderte. Na, daran wird er's nicht fehlen lassen. Wenn erst Alles erledigt ist und die bunten Gebilde ihm aus der Tasche gucken, soll's morgen früh einen Schmans geben, der sich gewaschen hat.

Er kniff die Augen zusammen und suchte sich die lodenden Zukunftsgeheimnisse auszumalen ... Daß dieser Ruchsa sich gerade jetzt das Bein brechen

mußte — wo er ihn doch so nöthig gebraucht hätte! Allein wird er kaum fertig werden mit der Sache, zu Zweien geht die Arbeit viel leichter von Statten. Wenn wenigstens das Wetter ihn nicht im Stich ließ!

Er sah zum Himmel empor und ließ dann sein Auge die Straße entlang schweifen. Sechs Schritte von ihm entfernt saß am Rande des Trottoirs, mit dem Rücken gegen einen Pfosten gelehnt, ein junger Bursche in einem blaugestreiften Hemd und eben solchem Beinkleid, mit Bastischuhen an den Füßen und einer zerfetzten rothen Mütze auf dem Kopfe. Neben ihm lag ein kleines Felleisen und eine Sense ohne Stiel, die sorgfältig mit Her unwickelt war. Es war ein blonder, stammer, breitschulteriger Junge mit wettergebräuntem Gesicht und großen blauen Augen, die gutmüthig und vertraulich zu Tschelkafsch herüberschaute.

Tschelkafsch stieß die Zähne und schnitt eine fürchterliche Grimasse, wobei er seine Augen rollen ließ und unverwandt nach dem Burschen hinsah. Der blinzelte erst unsicher und wußte offenbar nicht, was er von dem seltsamen Benehmen des zerklumpten Kerls halten sollte. Dann aber lachte er hell auf, rief mitten im Lachen: „Nee, so'n komischer Kauz!“ und wälzte sich, ohne erst aufzustehen, mit ungeschickten Bewegungen zu Tschelkafsch hinüber, wobei er Felleisen und Sense im Staube hinter sich herschleifte.

„Hast Dir 'nen Ordentlichen gekauft — was, Bruder?“ meinte er, Tschelkafsch am Beinkleid zupfend.

„Kann schon sein, Milchälbchen, kann schon sein!“ bekannte Tschelkafsch offen. Der gesunde, gutherzig dreinschauende Junge gestiel ihm gleich auf den ersten Blick. „Kommt vom Mähen, was?“

„Woher sonst? Hab' 'ne Wert' heruntergemäht und 'nen Groschen verdient. Fauls Geschäft! Menschen die Masse, alles Hungerleider, die die Preise drücken. Sechzig Kopfen auf'n Tag gab's am Kuban*, wo sie früher drei, vier, fünf Rubel zahlten ...“

„Früher! Ha ha! Früher zahlten sie dort schon drei Rubel, wenn sie bloß mal 'nen richtigen Ruffen zu sehen bekamen. Hab' vor zehn Jahren selber

* Fluß in Kaukasien.

damit meinen Unterhalt verdient. Kam ich in so'n Kosakendorf, rief ich nur: Geda, Kinder, ein Ruffen ist da! Gleich kamen sie, guckten mich an, besüßten, bewunderten mich — Schwapp, waren drei Rubel verdient! Essen und Trinken gab's noch extra dazu.“

Der Bursche riß vor Erstaunen den Mund weit auf bei den Worten des Stromers. Dann aber begriff er, daß Tschelkafsch seinen Scherz mit ihm trieb, schnalzte mit der Zunge und lachte. Tschelkafsch behielt seine ernste Miene, nur unter seinen dichten braunen Schnurrbart zuckte es wie verstoffenes Lachen.

„Bist doch zu 'n komischer Kauz,“ versetzte der Andere — „red'st lauter Unsin, und ich denk' wirklich, 's ist wahr! ... Was bist Du denn eigentlich von Profession? Schneiber ... oder Schuster?“

„Ich?“ fragte Tschelkafsch gedehnt — und nach einer Weile fügte er hinzu: „Ich bin Fischer ...“

„Fi—scher? Hör' mal Einer! Und was für Fische fängst Du denn?“

„Müssen's denn grade Fische sein, die ich fange? Hier am Ort fischt man nicht bloß Fische. Da sind zum Beispiel die Leichen der Ertrunkenen oder alte Anker, oder versunkene Schiffe — kurz was vorkommt. Es giebt dafür besondere Angeln ...“

„Flunkere doch nicht! Bist vielleicht einer von den Fischern, die von sich jagen:“

„Wir werfen unsre Netze Auf trockenem Ufer aus, Wir fischen fremde Schätze In Speicher oder Haus ...“

„Hast solche Fischer schon mal gesehen?“ fragte Tschelkafsch mit einem lauernden Lächeln.

„Gesehen ... nein! Aber gehört hab' ich von ihnen ...“

„Und sie könnten Dir gefallen?“

„Warum nicht? ... Sind frische, freie Jungen ...“

„Gibst wohl selber die Freiheit?“

„Wie soll' ich nicht? Dahin gehen, wo's Einen gefällt ... immer nur thun, was man will ... das mag wohl schön sein! Nur darf man dabei vom rechten Weg nicht abkommen, darf Gott nicht vergessen ...“

(Fortsetzung folgt.)



Die Nacht.

Herabglommen ist der fahle Schein — Die schwer die Finsterniß sich ballt — In einer Stunde wird es sein, Dann schreiet uns Nacht: die Nacht ist kalt. In einer Stunde wird es sein, Dann darf ich dein Gesicht nicht seh'n, Dann wird dein müdes: Denkst du mein? Ersterbend, fröstelnd mich umschleu'n, Dann läßt du mich allein, allein Und nimmst mir deine stillen Hände, Die jetzt ich küsse ohne Ende — In einer Stunde wird es sein. — Paul Retving.

Wunder! Um die Mittagszeit. Da lag in warm, der Himmel in Dampf gehüllt. Der Raum ist frühzeitig außer Hans gegangen, seiner Arbeit nach. Die Frau hat ausgeharrt, die Kinder angezogen und besorgt, die Betten an die Sonne getragen. Zum Mittagessen kocht sie Suppe. Da wagt sie die halbe Gasse hinaus. Dort sitzt sie mit breiten Beinblättern hervor eine Lärche durch eine Holzrinne in einen angeschoblen Sonnenstrahl, der als Drog dient. Die Frau hat ihre beiden Kinder mitgenommen, auch der fünfjährige Knabe ist mitgegangen, er weiß, daß er heute der einzige Beschützer der Familie ist. Während der Vater tollkühn beginnt der kleine mit einem Male zu schreien: Er hat Hunger. Die Mutter setzt sich und greift ihm die Brust. Sofort ist das kleine Mädchen da. Es will auch etwas von seiner Mutter haben.

Beide Menschen schlingt es von rückwärts um ihren Hals. „Wunder! Du ja! Ja?“ Schon spitzt sich das Mädchen. Und über das Gesicht der Mutter spielt ein glückliches Lächeln. —

Kaernerfeld und Moriz v. Schwind. Der im Jahre 1802 in Wien geborene Eduard v. Kaernerfeld war einer der fruchtbarsten dramatischen Dichter Deutschlands. Seine Lustspiele, die sich namentlich durch technische Feinheiten und eine gute Dialogführung auszeichnen, beherrschten eine Zeit lang die Wiener Bühne. Der Maler Moriz v. Schwind und der Komponist Franz Schubert waren seine Jugendfreunde. Namenlich mit Ersterem verbrach Kaernerfeld manche „Jugendjahre“. Dr. Emil Horner erzählt davon in seiner kürzlich erschienenen Biographie Kaernerfeld's (Leipzig, Berlin und Wien, Verlag von G. A. Reumann): Sein alter ego und womöglich noch lebenslänglicher Kamerad als er selbst war Moriz von Schwind, mit dem ihm die jenseitigste Freundschaft verband. Gleiche Neigungen und künstlerische Ziele verliehen ihrem Freundschaftsverhältnisse Festigkeit und Dauer für Jahrzehnte hinweg. Schwind hatte mit Kaernerfeld den romanischen, nur freilich beiderseitig stärker accentuirten Zug gemein, sah mit den namentlich kindlich-lebhaften Sinnes die Welt in ihren frischen Farben, war auch ein „Gadepotenz, kein Duder“. Gemeinsam ließen sich Beide auch von der unfehligen Wuth fortreißen, die sich des damaligen Wien bemächtigt hatte. Kaernerfeld's leicht bewegliches Gemüth war wie Wachs in den künstlerischen Händen großer Tonbildner, und Schwind übertrug ihm noch in dieser seinem Stamme eigenen Empfindlichkeit. Von ihm rührt das kernige Sprüchlein her: „Guten Mund voll Wurst muß Jeder täglich haben.“ Wenn Schwind mit Jugrimm mitunter von seinen drei Genossen sprach: der Akademie, den Forderungen der Welt und dem Handwerk, so huldigten die beiden Andern (Kaernerfeld und Schubert, der sich den Beiden eng angeschlossen hatte) aus der gleichen Abneigung gegen jeg-

lichen Zwang der Debit, sich selber zu leben. Sie beforz ihr besseres Selbst darum noch lange nicht, wenn sie bisweilen im Wirthshaus bis zum grauen Morgen zechten:

Wirthshaus, wir schämen uns, Hat uns ergötzt; Faulheit, wir grämen uns, Hat uns geletzt.

Sie thaten wohl daran, aus der dumpfen Stadt atmosphäre auf's flache Land oder in's Gebirge gelegentlich zu entziehen, und ließen sie alljährlich in Abendzug bei dem drei Tage währenden Feste, das Schubert Meim (ein gemeinsamer Bekannter der beiden Freunde veranstaltete, ihrem Uebermüthe die Flügel schießen, verhalten sie nur der Jugend zu ihrem Rechte im Sinne der Kaernerfeld'schen Lebensregel:

Die Früchte, die Dir im Frühling sprießen, Du darfst und sollst sie im Frühling genießen.

Selbst die Theilnahme Kaernerfeld's und Schwind an den organartigen Wälden im unheiligen Laufe des Steindruckers Treutensin, deren einer, sage und schreibe vierundzwanzig Stunden dauerte, sollte als Faschingstribut nicht gar zu traglich genommen werden. Aufiel bei der Ausübung der nachträglichen Verherrlichung der Festivität in der Regel eine artige Kleinigkeit für die Kunst ab, sei es in der Gestalt einer dramatischen Parodie, sei es in der ergötlichen Form einer Schwind'schen Schnellzeichnung. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!